Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 12. 6. 1938 | Nr. 24

Polen ehrt einen deutschen Meister!

Veit Stoß auf der Internationalen Handwerksausstellung in Berlin.

Unter diesen Überschriften fanden wir in einer der letzten Ausgaben der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" (Berlin) folgenden Bericht:

In der polnischen Abteilung der Internationalen Handwerksausstellung in Berlin ist in einer Vitrine und in der Nachbarschaft vieler schöner Zeugnisse polnischer handwerklicher Kunst eine photographischen Reproduktion des Krakauer Marienaltars ausgestellt, die uns wieder einmal die Begegnung mit einem der schönsten und ergreifendsten Werke aus der Hoch-Zeit mittelalterlicher deutscher Plastik schenkt, der Zeit der Veit Stoß, Adam Krafft, Peter Vischer, Tilman Riemenschneider und Simon Leineberger. Schade, man hatte reden hören, es solle auf der Handwerksausstellung das Original gezeigt werden, das in Krakau in den letzten Jahren wegen Restaurierungsarbeiten selten zu sehen war, und das auch auf der deutschen Veit-Stoß-Gedenkausstellung vom Jahre 1933 fehlte.

So muß man, steht man hingerissen vor der Photographie, wieder das Herz auf die Reise nach dem Original schicken — und man tut es um so lieber, als gerade zu Pfingsten der schönste Führer zu solcher Reise erschien. Herausgegeben von der Historischen Kommission für Schlesien unter Leitung des Breslauer Historikers Hermann Aubin erschien im Verlage von Priebatsch Buchhandlung in Breslau die langersehnte autoritäre Darstellung der Geschichte Schlesiens und ihr vorliegender erster Band, der etwa bis zum Todesjahre Veit Stoß' reicht, begleitet uns auf unserer „gedachten Reise nach Krakau" mit genauen und abschließenden historischen Untersuchungen über die geographischen, verfassungsrechtlichen, politischen, wirtschaftlichen und künstlerischen Verbindungen, die vom deutschen Strahlungspunkte Schlesien aus gerade nach Krakau reichen. So finden wir in dem Aufsatze des Breslauer Kunsthistorikers Dagobert Frey eine kurze Zusammenfassung dieser Situation: „Gegen Ende des 15. Jahrhunderts wird Krakau immer mehr das für den Osten entscheidende Kunstzentrum. In der zweiten Jahrhunderthälfte ein Sammelbecken süddeutscher Kunst verschiedenster Herkunft, wird es um diese Zeit ein künstlerischer Vorposten Nürnbergs. Vor allem von der Werkstatt des Veit Stoß, die nach seiner Rückkehr nach Nürnberg von seinem Sohne Stanislaus weitergeführt wird, gehen die stärksten Wirkungen aus. Die Zips und die nordwest-ungarischen Bergwerksstädte, Schlesien und Polen stehen etwa zwei Jahrzehnte fast ganz in ihrem Banne." (Seite 474.)

Wenn man es angesichts solcher ins Breiteste gehenden Wirkung des Nürnberger Meisters Veit Stoß auch vielleicht in den Motiven verstehen kann, peinlich überrascht ist man doch, nachdem erst kürzlich die Debatte darüber in wie wir glaubten abschließender Weise geführt wurde, daß auch auf der Handwerksausstellung die alte Legende von der polnischen Herkunft des Veit Stoß wieder aufgewärmt wird.

Es wird eine kleine Broschüre „Das Handwerk in Polen" verteilt, in der — etwa in der Mitte — zu lesen ist:

> „Im 15. und 16. Jahrhundert, der Zeit der größten politischen und wirtschaftlichen Blüte Polens beweist auch das Handwerk seine Leistungsfähigkeit, indem es sich oftmals zu den Höhen wahrer Kunst erhebt. Die architektonischen Überreste jener Zeiten, die Gegenstände des Religionskultes, die Waffen, Pferdegeschirre und Kunstwerke legen Zeugnis ab von der Entwicklung des polnischen Handwerks. Der Gipfel der Kunst wurde in der Holzschnitzerei im Altar der Marienkirche zu Kraków, ausgeführt von Wit Stwoß, erreicht."

Diese Sätze, die Verwendung des oft widerlegten polonisierten Namens und die nachbarschaftliche Stellung der gezeigten Reproduktion zu den Zeugnissen polnischer handwerklicher Kunst zeigen, daß hier wieder der alte polnische Wunsch auflebt, in Veit Stoß einen Polen entdecken zu können, trotz vieler und unwiderleglicher Beweismaterialien gegen solchen Wunsch.

In dem archivarischen Dunkel, das um die Gestalt des Schöpfers von 899 plastischen und malerischen Werken liegt, gibt es einige Tatsachen, von denen die drei wichtigsten — jede für sich schon beweisfähig genug — wieder einmal in Erinnerung zu bringen, deutlich notwendig ist.

Im Jahre 1477 berief die reiche und starke deutsche Gemeinde von S. Marien in Krakau einen Künstler aus dem berühmten Nürnberg, um den Hochaltar der Kirche zu schaffen. Die Stiftungsurkunde — die wir in lateinischer Abschrift und polnischer Übersetzung besitzen — nennt den Meister, der über zehn Jahre lang mit vielen deutschen Gesellen an dem kühnen Kunstwerk arbeitete: Magister Vittus Almanus de Norimberga. (Die polnische Version lautet: Mistrz Witt Niemiec z Norenberga.) Ausdrücklich also wird angegeben, daß Stoß ein Deutscher und ein Nürnberger ist.

Die Stiftungsurkunde nennt uns auch den Auftraggeber, der namens der deutschen Gemeinde den Nürnberger Meister berief, es ist der Erzpriester der deutschen Gemeinde von S. Marien, Johannes Heydeck aus Damm bei Stettin. Die Kirche blieb bis 1537, bis nach Veits Tod, in deutschem Besitz. Es würde jeder kolonialen Psychologie bar sein, wollte man vermuten, die Deutschen Krakaus, damals schon in scharfem Machtkampf mit den Polen, mehr als je auf die Verbindung mit dem geistigen Mutterlande angewiesen, hätten sich einen Krakauer Künstler für ihren Altar verschrieben — bewiesen eben nicht schon die Urkunden die deutsche Herkunft Veits.

Die polnische Wissenschaft, die anscheinend einige so hartnäckig unbelehrbare Vertreter hat, hat selbst einen zweiten, ebenso entscheidenden Beweis für die deutsche Herkunft Veits geliefert, nämlich eine sprachgeschichtliche Untersuchung der von Veit erhaltenen Rechnungen und Briefe. Der Germanist der Posener Universität hat im Februarheft 1924 des „Jezyk Polski" ausgeführt:

> „Dank der Briefe und Quittungen von Veit Stoß sind wir in der age, seine Sprache mit voller Sicherheit zu erfassen. Die Sprache des Stoß hat nichts Gemeinsames mit dem Deutschen, das in Krakau. Breslau oder in der Zips gesprochen wurde, das heißt mit dem Schlesisch-Deutschen, auch nicht mit dem sächsischen Deutsch Luthers, sie ist vielmehr vollkommen identisch mit der Mundart von Nürnberg."

Es folgen die sprachgeschichtlichen Belege für diese Feststellung, auf die wir hier verzichten können, die aber unwiderlegbar beweisen, wie sehr und ausschließlich das wichtigste Indiz im archivarischen Dunkel, die Sprachgeschichte, für die Nürnberger Herkunft Veits spricht.

Wir wollen abschließend nur noch ein archivarisches Dokument erwähnen, das ebenfalls diese Herkunft erhärtet. Aus dem Jahre 1477, dem Jahre der Ankunft Veits in Krakau, stammt die erste Nürnberger Akteneintragung, die Veits Namen bringt, ein Name der später immer wieder und in so tragischer Weise in den Nürnberger Ratsakten auftaucht als der des „unruhigen heillosen Bürgers, der einem ehrbaren Rat und gemeiner Stadt viel Unruhe gemacht hat". 1477 finden wir erwähnt, daß Stoß sein Nürnberger Bürgerrecht aufgibt. Jedem Gutwilligen ist selbstverständlich, daß der 29jährige Meister sein Bürgerrecht nur aufgeben kann, wenn er es vorher besessen hat, es wird dem Gutwilligen auch zum mindesten wahrscheinlich sein, daß er es nicht erwarb, sondern von Geburt besaß.

Aber ein Teil der polnischen Wissenschaft verschließt sich solcher eindeutigen Sprache. Er wird sich also auch der Sprache geisteswissenschaftlicher Untersuchung verschließen, die nicht weniger deutlich alle polnischen Ansprüche auf den deutschen Meister ad absurdum führt. Gerade von der Kunstgeschichte sind die Kriterien der Nationalstile so verfeinert und gesichert, daß angesichts des Krakauer Marienalters nicht nur das Gefühl des Beschauers, sondern auch der exakte wissenschaftliche Beweis der Kunstgeschichte für das bezeichnend Deutsche und gleichzeitig für die Unmöglichkeit sprechen, daß ein in Krakau oder sonstwo in Polen geborener Meister den Marienalter hätte schaffen können. Ein wenig zeigen das auch die oben zitierten Sätze des polnischen Ausstellungsprospektes, wenn sie vom künstlerischen Boden und Zustande Krakaus sprechen.

Die im Erscheinen begriffene „Schlesische Geschichte" die wir oben erwähnten, und die nicht eine Geschichte des landschaftlichen, sondern des geistigen Raumes Schlesiens ist, der weit über Krakau hinaus in den Osten reicht, wird dem deutschen, schönen Hange, geistige und künstlerische Fragen mit geistigen Hinweisen zu lösen, das ausreichende Material an die Hand geben. Bis dahin aber halten wir uns an die Sprache der aktenmäßigen Tatsachen, die eindeutig und unwiderlegbar ausspricht, was wir mit heißem Stolz fühlen, daß Veit Stoß einer unserer größten deutschen Meister ist.

S—f.

Stadt ohne Ghetto!

Ein jüdisches Kapitel aus Brombergs Vergangenheit.

Polen ist das klassische Land der „jüdischen Probleme". Man erinnere sich an die Judenpogrome der vergangenen Jahrhunderte, an die Aktion eines Piotr Skarga und anderer Geistesgrößen, um zu verstehen, wie tief eingewurzelt der Antisemitismus im polnischen Volk von jeher gewesen ist. Trotzdem hat den Juden kaum ein anderes Land mehr Freiheiten gewährt, sie mehr begünstigt und — paradox genug — die Bedingungen ihres Erwerbes mit so umfassendem Rechtsschutz umgeben als Polen! Ihr Einfluß auf das Wirtschaftsleben war ungeheuer stark, in ihren Händen lag nahezu der gesamte Handel, Industrie — noch weiter zurück das Münzwesen und der Menschenhandel! Polen war — so besagt ein altes polnisches Sprichwort — der Himmel der Edelleute, das Fegefeuer der Bürger, die Hölle der Bauern und das Paradies der Juden!

Frühzeitig ließen sich die Juden in Großpolen nieder — in Posen wird ihr Auftauchen mit dem Jahre 1000 angegeben, wesentlich später etwa im 14. Jahrhundert kamen sie nach Bromberg. Kühnast spricht vor hundert Jahren in seinen „Historischen Nachrichten über die Stadt Bromberg" (1837) die Vermutung aus, daß Juden schon im 12. Jahrhundert hier vorhanden gewesen sein mögen, diese Annahme wird indes durch kein stichhaltiges Quellenmaterial belegt. Auch für die Mitte des Jahrtausends ist es bemerkenswert, daß den Juden, die sonst überall bereitwilligst aufgenommen wurden, in der Brahestadt größter Widerwille entgegengebracht wurde. Man duldete keine Juden! In längeren oder kürzeren Zwischenräumen kommt dieser Antagonismus immer wieder bei den Brombergern zum Ausdruck! Und dabei hat es in Bromberg niemals — im Gegensatz zu anderen Städten Großpolens — ein Judenrevier, ein sogenanntes „Ghetto" gegeben!

Greifen wir zurück ins Mittelalter! Schon zu Zeiten des Hochmeisters Seyfridt von Feuchtwangen war die Braheburg mit ihren Grenzmarken von Juden gemieden. Es bestand hier ein Verbot[1]), das besagte, daß „Juden nicht verhalten noch geduldet werden sollten und wer sie verhalten würde, mit ihnen leiden soll, was solche Ungläubige und Unselige von Rechtswegen verdient haben". Da Bromberg damals im Besitz der Ordensritter war, so wurde auch streng auf die Innehaltung des Verbots geachtet. Im Jahre 1346 legte bekanntlich der Deutsche Kesselhut neben der Burg eine Stadt an, in der dann freilich die Juden versuchten, den Handel an sich zu reißen. Ihre Zahl blieb indes auf ein geringes beschränkt. Beachtenswert ist dies insofern, als an Bromberg ja der einzige große Handelsweg zum Meer vorüberführte und der Ort an der Brahefurt als Handels- und Umschlagplatz ganz besonders geeignet war. Posen hatte um diese Zeit bereits ein eigenes jüdisches Gemeinwesen, dessen Ritus, der sogen. „Posener Ritus", von den meisten jüdischen Gemeinden Großpolens angenommen wurde. In Bromberg dagegen wehrte man sich mit allen Mitteln gegen diese jüdische Invasion und drängte zur völligen Ausscheidung jüdischer Fremdlinge.

Im Jahre 1484 erteilte der polnische König Kasimir IV. den Brombergern das Privileg des „Sonnabend-Wochenmarktes. Damit waren die Juden aus dem Handel verdrängt, denn am Sabbat war ihnen nach dem damals streng von ihnen eingehaltenen Religionsgesetz jeder Geschäftsverkehr untersagt. Vor vierhundert Jahren — anno 1538 — wurde ihnen allgemein eine Tracht auferlegt, die sie von den Christen unterscheiden sollte: Pantoffeln, ein schwarzes Käppi, der Bart ungeschoren, das Haupthaar bis auf zwei lange Ringellocken an jeder Seite abgeschnitten.[2]) Die wenigen Juden, die bis dahin Bromberg aufgesucht hatten, wurden dadurch restlos vom Geschäftsverkehr abgesondert.

Im Jahre 1555 wurde das Verbot des Hochmeisters von Feuchtwangen in noch schärferer Form erneuert. König Sigismund II. August erließ ein Dekret, in dem bestimmt wurde, daß „die Bromberger Bürgerschaft von dem jüdischen Übel befreit werden sollte. „Wir wünschen", so heißt es in der Verordnung, „daß die Juden sich dauernd von der Stadt und deren Umgebung abwenden, und daß sie keine Häuser und Wohnungen besitzen, auch dann nicht, wenn sie vielleicht später durch lügnerische Erzählungen von uns und unseren hohen Nachfolgern die Möglichkeit dorthin auszuwandern erlangt haben sollen. Eine Folge dieser Maßnahme war die Ausweisung der Juden aus Bromberg und ihre Abwanderung nach Fordon. Niemals mehr, solange die Brahestadt unter polnischer Herrschaft stand, ist hier Juden die Niederlassung erlaubt worden. Und auch

Goethe:

Im Leben gilt nur eins: das Werk, die Tat!
Und wer mit Worten feilscht auf Markt und Gassen,
Ist unser nicht! Wir wollen ihn nicht hassen,
Doch wissen wir für ihn uns keinen Rat.
Im Leben gilt nur eins, die harte Pflicht!
Wer sie nicht fühlte, ist nicht unser Mann.
Im schweren Muß erst zeigt sich, was man kann,
Wer das erlebte schweigt und redet nicht.
Im Leben gilt allein die Tat!
Und sie sei ganz! Was dann die andern sagen,
Laß dich nicht kümmern! Glaube muß dich tragen
Zu neuem Schaffen und zu größerer Tat.

zu preußischer Zeit haben die Bromberger sich auf dieses Verbot berufen. Deshalb hat sich in Bromberg — im Unterschied zu Posen — niemals ein jüdisches Patriziat und eine jüdische Tradition entwickeln können.

Aber die Stadt an der Brahefurt, diese Zoll- und Handelsstätte besaß eine zu große Anziehungskraft! War Juden das Handelsgeschäft in der Stadt verboten worden, so versuchten sie es auf dem Umwege der Handelsniederlagen in der Nähe der Stadt. Sie kauften den Bauern schon vor den Stadtgrenzen ihre Waren ab und verkauften sie zu höheren Preisen an die Bromberger. Im Jahre 1595 erlangte die Stadt ein weiteres Verbot, wonach den Juden die Anlage von Handelsniederlagen und Speichern auch in der Stadtnähe unmöglich gemacht wurde.

Im Jahre 1772 ging die Stadt in preußischen Besitz über. Aber auch Friedrich der Große war kein Judenfreund. Er legte ihnen allerlei Beschränkungen auf und bestätigte zum Teil die alten Stadtprivilegien. Noch schärfere Maßnahmen wurden zur Zeit der Franzosenherrschaft im Großherzogtum Posen (1807—1815) getroffen. Hier suchten die Juden ihre Lage durch betonte Franzosenfreundlichkeit zu mildern, wie sie 1815 bei der erneuten Machtübernahme durch Preußen wieder die Deutschen hochleben ließen. Weder von deutscher noch von französischer Seite wurden diese Beteuerungen ernst genommen. Die Städteordnung gereichte ihnen wohl zum Vorteil, doch blieb ihre Lage auch weiterhin noch beschränkt. Die Bromberger Bürgerbücher vermelden eine Anzahl jüdischer Bittsteller, denen das Bürgerrecht von der Stadt verwehrt wurde. Auf der Titelseite des ersten Bandes findet sich sogar der Vermerk, daß selbst die Juden, die das Bürgerrechtsgeld bereits bezahlt hatten, in die Bürgerrolle nicht aufgenommen wurden. Im Jahre 1830 gebot eine Kabinettsorder, daß „fernerhin keinem Juden gestattet sein sollte, seinen Aufenthalt in Bromberg zu nehmen und sich daselbst häuslich niederzulassen, wenn er nicht zuvor durch den Minister des Innern eine besondere Konzession erlangt hätte". Und im Jahre 1844 führte ein Schriftsteller Mauritius an, „daß der Wunsch allgemein sei, die Provinz von Juden gereinigt zu sehen."

Also zog sich die Abwehrstellung der Bromberger gegen alles jüdische Element bis in die jüngsten Zeiten hin. Nach der großen Umwälzung in Deutschland trat auch in Polen wieder die Judenfrage in den Vordergrund. Das „jüdische Problem" ist heute ein Zentralproblem Polens geworden, dessen Lösung ebenso leidenschaftlich gefordert wird wie schwer herbeizuführen ist.

Während der Regierungszeit Siegismund I. lebten insgesamt rund 20 000 Juden in Polen. Heute ist ihre Zahl auf mehr als 3 Millionen angestiegen. Bromberg zählte im Jahre 1772 vier jüdische Familien (bei etwa 900 Einwohnern!), im Jahre 1820 waren es bereits 200 jüdische Einwohner, im Jahre 1930 1650 und heute gar über 3000!

Theso Stein.

---

1) Aus Vergangenheit und Gegenwart der Juden in den Posener Landen — Brg. Krot. 1909.
2) H. Wuttke — Städtebuch des Landes Posen — 1864.
3) Band I — 1773 bis 1855.

*

„Die Juden Polens müssen zum Wanderstab greifen!"

Der frühere Sejmabgeordnete Icek Grünbaum, der jetzt in Palästina lebt, weilt zur Zeit in Polen und hat auf einer Zionistenversammlung das Wort ergriffen. Nach dem Bericht des jüdischen Blattes „Hajnt" hat Grünbaum u. a. ausgeführt: „Wegen Österreich ist kein Krieg ausgebrochen, wegen der Tschechoslowakei wird auch keiner ausbrechen und wegen der Juden schon ganz bestimmt nicht. Es gibt zwar noch Länder, in denen die Juden einen Kampf führen können, aber auch dort werden ihre Aussichten immer geringer. Es bleibt also den Juden nichts übrig, als den Wanderstab zu ergreifen. Es muß alles unternommen werden, um die Juden nach Palästina zu retten. Ich weiß nicht, ob der Terror in Palästina noch lange andauern wird, aber es ist besser, in Palästina eine Kugel in den Kopf zu bekommen, als in Warschau ein Messer in den Rücken, denn in Palästina haben wir Aussicht, zu gewinnen, in Warschau aber gewiß nicht." —

Die nationaldemokratischen polnischen Blätter greifen diese Ausführungen Grünbaums auf und betonen, daß sich hier die Ansichten der Polen mit den jüdischen einmal decken, weshalb die Juden je eher desto besser nach Palästina abwandern sollten.

Aus der guten alten Zeit.

Es melden Bücher und Sagen
So manches Wunderding
Von einem gelben Wagen,
Der durch die Länder ging.
Die Kutsche fuhr — man denke —
Des Tags drei Meilen weit
Und hielt vor jeder Schenke —
O gute, alte Zeit!

Es ward von den Passagieren
Zuvor das Haus bestellt.
Sie schieden von den Ihren
Als ging 's aus End der Welt.
Sie trugen die Louisdore
Vernäht in Stiefel und Kleid,
Im Sack zwei Feuerrohre.
O gute, alte Zeit!

Oft, wenn die Reisegenossen
Sich sehnten nach Bett und Wirt,
Da brummte der Schwager verdrossen:
„Potz Blitz! Ich hab mich verirrt!"
Von fern her Wolfsgeheule,
Kein Obdach weit und breit;
Es schnaubten zitternd die Gäule. —
O gute, alte Zeit!

Auch war es sehr ergötzlich,
Wenn mit gewaltigem Krach
In einem Hohlweg plötzlich
Der Wagen zusammenbrach.
War nur ein Rad gebrochen,
So herrschte Fröhlichkeit.
Mitunter brachen auch Knochen. —
O gute, alte Zeit!

Der Abenteuer Perle
War doch das Waldwirtshaus,
Es spannten verdächtige Kerle
Die müden Schimmel aus.
Ein Bett mit Federdecken
Stand für den Gast bereit;
Das zeigte blutige Flecken. —
O gute, alte Zeit!

Und waren der Gäste hundert
Verschwunden im Waldwirtshaus,
Dann schickte der Rat verwundert
Berittene Häscher aus.
Die Leichen wurden gefunden,
Bestattet und geweiht,
Der Wirt gerädert, geschunden. —
O gute, alte Zeit!

Rudolf Baumbach.

Tataren am Goplosee?

Eine Episode aus der Kolonisationstätigkeit des Großen Königs.

Die Sorge des großen Königs, den entvölkerten Netzedistrikt, der ihm bei der ersten Teilung Polens zugefallen war, wieder zu besiedeln, ließ ihn einen Plan erwägen, der, wie tolerant und der Geistesrichtung des freisinnigen Herrschers angemessen er auch erscheinen mag, doch fremd und eigenartig anmutet. Denn um nichts Geringeres handelte es sich dabei, als darum, im Netzedistrikt in den weiten, endlosen Ebenen, die sich am Goplosee ausbreiten, mohammedanische Siedlungen anzulegen. Würde es nicht dem Reisenden wie ein Märchen erscheinen, wenn sich in den Fluten des „polnischen Meeres" türkische Moscheen mit ihren Kuppeln und hohen Minaretts spiegelten und wenn von einem der schlanken Türme etwa in Kruschwitz, der alten Piastenstadt, oder dem uralten Strelno oder in der einstigen Hauptstadt der Kujawischen Wojewoden, Inowroclaw, der Muezzin in feierlichen, rezitatorischen Tönen herabriefe: „Allahu akbar, asch adu anna la ilahu illallah, anna muhamedur akbar!" (Allah ist groß, ich bezeuge, daß kein Gott ist außer Allah und Muhammed der Prophet Allahs!)

Und dennoch: Geplant war es, und daß sich der Gedanke des Königs nicht verwirklichte, lag nicht in seiner Schuld, vielmehr an Umständen, die unbekannt geblieben sind, weil die Archive darüber schweigen.

Doch nun zur Sache! In dem Briefwechsel des Königs mit dem „Patriarchen von Ferney" vom Jahre 1775, der unter mancherlei politischen Fragen auch polnische Verhältnisse zum Gegenstand hat, findet sich ein Schreiben vom 13. August, in welchem der König Voltaire mitteilt, daß er gegenwärtig mit tausend mohammedanischen Familien in Unterhandlungen stehe, um sie an der Ostgrenze seines Landes anzusiedeln. Er werde ihnen Wohnungen und Moscheen bauen. „Wir werden dann", fährt der König fort, „religiöse Abwaschungen haben und Illih Allah singen hören, ohne uns darüber zu ärgern. Diese einzige Sekte fehlte im Lande noch!" — Besäßen wir weiter keine Nachricht über dieses Projekt, so könnte man des Königs Worte für einen Scherz halten, auch wohl für eine feine Schmeichelei, zumal der König im Anfang des Briefes von der Toleranz spricht, die Voltaire gepredigt; er sei ohne Zweifel einer jener Menschen, die der Menschheit am meisten Gutes erzeigt und die Welt aufgeklärt hätten. Mit dem Satze: „Ich, ein gehorsamer Schüler des Patriarchen von Ferney", leitet Friedrich II. nun zu der oben angeführten Nachricht über.

Allein uns liegen mehrere Kabinettsorders vom Jahre 1775 vor, die sich eingehend mit dem Plane des Königs beschäftigen. So schreibt er am 17. Juni von Marienwerder an den Kammerdirektor von Gaudt:

„Bei Inowrocław und der Gegend gibt es viele Moräste und andere Plätze, wo sich viele Ökonomie anbringen läßt, wenn solche urbar gemacht und Kolonisten darauf angesetzt werden, und weil es dorten an Menschen fehlt, so wäre es Mir schon recht, wenn sich die jetzt an der Polnischen Grenze aufhaltenden Tataren in den Gegenden in Meinem Lande niederlassen wollten. Ich wollte solche in Kriegszeiten zu Soldaten gebrauchen und in Friedenszeiten sollten sie ruhig bei den Ihrigen zuhause gelassen werden. Ihr habt Euch demnach alle Mühe zu geben, wie Ihr solche heranzieht, Ich will ihnen auch Moscheen bauen, ihnen allen Schutz angedeihen lassen und sie überhaupt wie Meine übrigen Untertanen behandeln."

Einen Monat später — am 5. Juli — bringt der König, nach Potsdam zurückgekehrt, die Angelegenheit wieder zur Sprache. Er antwortet dem Kammerdirektor von Gaudi auf einen die Urbarmachung der Sümpfe in Kujawien zum Gegenstand habenden Bericht: „Ich habe Euch auf Euren Bericht vom 1. dieses wegen der bei Inowrocław und beim Goplosee urbar zu machenden und mit Kolonisten zu besetzenden Plätze hierdurch bekannt machen wollen, wie Meine Intention eigentlich dahin geht, in den Gegenden an dem Goplosee herum, insoweit solcher abzulassen und die Moräste auszutrocknen möglich, die türkischen Tataren, so sich an den Polnischen Grenzen aufhalten, anzusetzen, sowie Ich Euch solches bereits unterm 7. Juni zu erkennen gegeben habe; dagegen an der Netze herum nur lauter Teutsche angesetzt werden sollen, wonach Ihr dann Eure Anstalten machen werdet." — Man muß sich vergegenwärtigen, wie der große König, wenn eine Idee seine Seele bewegte, nicht ruhte noch rastete, bis er ihre Verwirklichung sah; er trieb dann und drängte oft mit hartem Wort unausgesetzt, und seine Beamten bekamen schwere Tage; dann konnten ihm wohl andere Dinge, die ihm augenblicklich nicht so nahe lagen, als „nichtssagende Sachen" erscheinen. Im Hochsommer 1775 muß der Gedanke, ein tapferes, kühnes Reitervolk zu gewinnen, das unter Umständen als Grenzwacht gegen das unruhige Polen wohl zu brauchen war, den König nicht mehr losgelassen haben. Viel zu saumselig erschien ihm wohl von Gaudi, der später in Ungnade fiel und zunächst durch den jüngern Domhardt ersetzt wurde. Es ist nicht unmöglich, daß schon die vielleicht nicht geschickten Unterhandlungen des Kammerdirektors mit den stolzen Steppensöhnen dazu beitrugen, des Königs Gunst zu erschüttern. Am 22. Juli 1775 verfügt der König von Potsdam in einem Ton an von Gaudi, aus dem schon leiser Unmut herausklingt: „Ich habe Euch in Meiner Ordre vom 7. Juni wegen der in dortiger Provinz zu machenden Verbesserungen unter anderm aufgetragen, Euch zu bemühen, die in Polen sich aufhaltenden Tataren zu persuadieren, daß selbige sich in Meinen Landen niederlassen, und zwar in der Gegend an dem Goplosee herum gegen die Polnische Grenze, insoweit dieser See und die vielen Moräste nur urbar gemacht werden können. Ihr habt Mir aber darüber noch nichts gemeldet, wie weit Ihr darin gekommen seid, und was Ihr deshalb für Hoffnung habt. Da nun gegenwärtig ein Obrister von diesen Tataren, namens Zacharias Murza Baramowski an Mich geschrieben und ein Regiment von ihnen zu errichten sich offeriert, so habe demselben Meine eigentliche Intention bekannt gemacht, daß Ich es nämlich gern sehen würde, wenn diese Leute sich ganz und gar in Meinen Landen in der obengenannten Gegend etablieren wollten, und daß er sich dieserwegen an Euch adressieren und über die Sache weiter traktieren könne. Ihr werdet demnach Euch alle ersinnliche Mühe geben, gemeinschaftlich mit dem von Domhardt zu bewirken, wie diese Leute zu gewinnen und ins Land gezogen werden können. Ich will ihnen gern erlauben Moscheen zu bauen, und sollen sie allen Schutz genießen."

Weiteren Aufschluß geben uns die Kabinettsorders nicht. Die Verhandlungen müssen sich also zerschlagen haben. Auch sonst wird nirgends auf die Sache zurückgegriffen; an keiner Stelle erwähnt der König in seinen so zahlreichen Odres, die sich auf die Kolonisation des Netzedistrikts beziehen, die Angelegenheit mehr, das Schweigen erscheint fast geflissentlich.

Es ist verwunderlich, daß kein Forscher diese an sich interessante Episode aus der Kulturtätigkeit des großen Königs zum Gegenstande einer Untersuchung gemacht hat. Unbekannt ist geblieben, woran die Unterhandlungen scheiterten.

Im Jahr 1300 war ein Tatarenstamm in Polen eingewandert und hatte sich in Litauen angesiedelt. Die Leute machten sich durch ihre Tapferkeit sehr verdient, schmolzen aber durch die vielen Kriege zusammen. Sie standen im Adelsrange und bekamen von der Krone Polen Güter zu Lehen. Allmählich änderte sich das gute Verhältnis zwischen Polen und Tataren, und die Privilegien der letzteren scheinen während der unduldsamen Konföderationszeit in Frage gestellt worden zu sein. Da mag dann bei den Tataren der Wunsch nach Ortsveränderung sich geregt haben. Das Preußenland galt ja von jeher als ein Zufluchtsort für Bedrängte; des Großen Königs Ruf nach neuen Untertanen in seine entvölkerten Ostlande erscholl durch die ganze Welt. Damals mag das Stammeshaupt, der Obrist Zacharias Murza, Unterhandlungen um Übernahme seines Stammes nach Preußen gepflogen haben. Allein die politische Konjunktur mochte der Krone Polen Veranlassung bieten, wieder Wert auf die Freundschaft der Tataren zu legen. So wurde wohl der fremde Stamm von zwei Seiten umworben. Zum Abschluß sind die Verhandlungen im Todesjahre des Großen Königs gebracht worden, und zwar zur vollen Zufriedenheit der Tataren. Ihr Adel wurde anerkannt, ihre bis dahin zu Lehen getragenen Güter ihnen erb- und eigentümlich überlassen.

In zwei Orten finden wir sie angesiedelt: Winsknuzie und Bohoniki, hier konnten sie ungestört ihres Glaubens leben und besaßen Moscheen und Imane. Als Polen bis zur Weichsel in der Folgezeit an Preußen fiel, sind diese Tataren — es handelte sich aber nur noch um 70 Familien — 10 Jahre preußische Untertanen gewesen.

Fritz Kempff.

Erstes großdeutsches Treffen in Litauen.

Aus Kauen (Kowno, Kaunas) meldet der Ost-Expreß:

Die Pfingsttage brachten der deutschen Volksgruppe in Litauen ein besonderes Freudenfest, das erste deutsche Volksfest, das großdeutsche Treffen. Nicht nur aus allen Teilen Litauens, sondern auch aus dem benachbarten Memelgebiet, aus Lettland und aus Estland waren Deutsche zu diesem Treffen in die litauische Hauptstadt gekommen. Durch das Entgegenkommen der litauischen Eisenbahnverwaltung hatten die Teilnehmer des Volksfestes eine Fahrpreisermäßigung von 50 Prozent. Annähernd 1000 Gäste konnten die Veranstalter auf dem Volksfest begrüßen. Am ersten Pfingsttage fanden sportliche Veranstaltungen statt, die am Nachmittag im Aufmarsch und in dem Festakt ihren Höhepunkt fanden. Am zweiten Pfingsttage wurde das Sängerfest der deutschen Chöre gefeiert. Der Kauener Chor gewann den Richard-Wagner-Wanderpreis. Ein besonderes Ereignis dieses Tages war die Siegerehrung. Die Sieger hatten sich in einheitlicher Kleidung zusammengereiht und wurden unter Begleitung von Fanfaren vom Schiedsrichterkomitee beglückwünscht. Am zweiten Tage fand auch ein großes deutsches Familienfest statt.

Dieses Volksfest der deutschen Volksgruppe in Litauen muß als wohlgelungenes erstes Auftreten in der Öffentlichkeit bezeichnet werden. Es ist zu wünschen, daß auch die weiteren Bestrebungen dieser emporsteigenden Volksgruppe von Erfolg gekrönt werden.

8000 deutsche Mädel in englischen Haushalten.

In London ist eine interessante Statistik bekanntgegeben worden, die gleichzeitig aufschlußreiche Unterschiede im deutschen und englischen Volkscharakter beleuchtet. In englischen Haushalten werden gegenwärtig mehr als 8000 deutsche Hausgehilfinnen beschäftigt, davon stammen rund 7000 aus österreichischen Gauen. Auch Schweizerinnen sind in England sehr gesucht.

England hat eine bestimmte Quote dafür, wieviel ausländische Frauen in englischen Haushalten überhaupt beschäftigt werden dürfen. Sie liegt gegenwärtig bei 13 500. Merkwürdig klingt die Begründung, die ein Arbeitsvermittlungsbureau darüber abgab, weshalb die Nachfrage nach Hausgehilfinnen nicht von den jungen Engländerinnen gedeckt werden könne. Die jungen Engländerinnen seien in den Arbeiten, die sie als Hausgehilfinnen zu verrichten hätten, weitaus „wählerischer" als deutsche Mädel und Frauen. Eine deutsche Hausgehilfin sei hingegen vielseitiger in ihren Kenntnissen. „Ohne zu murren" übernehme sie die Aufgabe, eine Kuh zu melken oder einen Rasen zu fegen, was man von den Engländerinnen nicht immer sagen könnte. Deswegen sei auch die Nachfrage nach deutschen Kräften in den letzten Jahren immer mehr angestiegen.

Der Arbeitsminister hat in Anbetracht der Tatsache, daß es in England noch genügend weibliche Kräfte gibt, die noch keine Arbeitsstelle haben, verfügt, daß ausländische Hausgehilfen erst dann eingestellt werden dürfen, wenn die Arbeitgeber einen Nachweis erbringen, daß sie eine Engländerin nicht auftreiben können, die den betreffenden Haushalt zu führen in der Lage wäre.